

STEPHAN MARIA ALOF

Do  
Von Särgen, legst  
Schnitzeln und der Schockstarre di  
der Kirche nieda!

*Für meine Eltern Maria und Rudolf Aloh  
und für Frida*

## INHALT

Vorwort .....	6
Prolog .....	8
1 / Waldkapelle .....	16
2 / Flächenbrand im Gehirn .....	25
3 / Unheilig .....	34
4 / Der Tod und die Liebe .....	43
5 / Paradiesgarten .....	55
6 / Schnitte, tief ins Fleisch .....	77
7 / Bayerische Dreifaltigkeit .....	84
8 / Es ist nicht alles Gold, was glänzt .....	98
9 / 'S Maul halten .....	116
10 / Jessas! .....	132
11 / Do legst di nieda! .....	137
12 / Mit bloß blöd schau'n kimmst a ned voran .....	148
13 / Wie du aus allem das Beste machen kannst .....	158
14 / An allen anderen Tagen .....	164
15 / Särge statt Schnitzel .....	170
Epilog .....	183
Danksagung .....	187
Quellenhinweise .....	190

## VORWORT

Corona hat auch ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Am Weißen Sonntag des Jahres 2020, also mitten im ersten Lockdown der Corona-Pandemie, als öffentliche Gottesdienste, Versammlungen und gemeinsame Feiern nicht möglich waren, wollte mein Kirchenpfleger Stephan Alof auf 25 Jahre ehrenamtlichen Einsatz in unserer Pfarrei St. Maximilian zurückschauen. Die ganze Gemeinde rüstete sich bereits, um mit ihm dieses nicht selbstverständliche Jubiläum zu begehen. Ein sichtbarer Ausdruck und die konsequente Bestätigung dafür, dass hier ein unglaublich kreatives Wirken bei den Menschen angekommen ist. Ohne Schnörkel, immer verbunden mit unaufgeregtem Pathos und schonungsloser Ehrlichkeit, hat Stephan Alof in diesem Vierteljahrhundert katholische Kirche gestaltet, sicher ohne einmal selber daran gedacht zu haben, dass es eine Ära werden würde. Dass er als offen schwul lebender Mann derart aktiv die Arbeit in einer katholischen Gemeinde prägt und dies auf allen Ebenen – von der Kirchenverwaltung über den Pfarrgemeinderat, die Jugendarbeit und die Kirchenmusik, die Kunst und die Sozialarbeit –, das war sicher in den »Auftragsbüchern« der offiziellen Amtskirche nicht so vorgesehen. Trotzdem, es funktioniert, und wie! An dieser Stelle beginnt das, was wir dann gerne als wirksame Veränderung der Strukturen in der Kirche bezeichnen. Nur, wie gesagt, ich denke, es war nicht geplant. Da hatte einer einfach Lust, zu

gestalten, zu formen, umzusetzen und vor allem Menschen positiv mit dem christlichen Glauben zu berühren. Und es klappt. Stephan Alofs starke, positive christlichen Wurzeln von Kindesbeinen an sind eine Schatztruhe und Kraftquelle zugleich, die scheinbar unerschöpflich sprudelt. Ich danke ihm dafür, vor allem aber für die stets aufrichtige und absolut ehrliche Zusammenarbeit. Und meiner Gemeinde gönne und wünsche ich sein Wirken hoffentlich noch sehr lange.

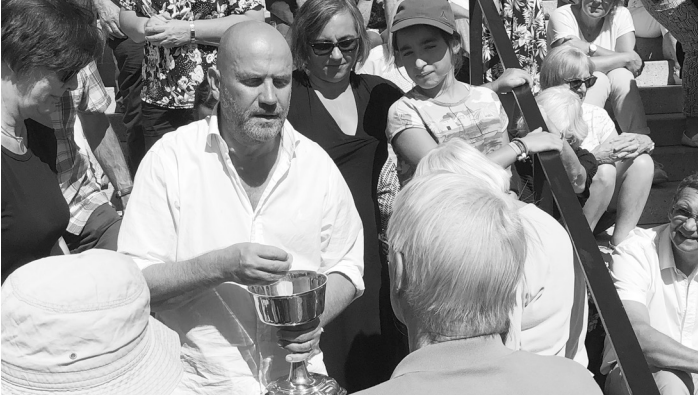
*Rainer M. Schießler, Pfarrer*

## PROLOG

Zu den Klängen von *Chattanooga Choo Choo* wippen die Gäste im Takt. Die Jazz-Bigband verbreitet mit ihrer Musik beste Laune. In 59 Metern Höhe findet gerade auf dem Dach eines Hochhauses im Münchner Werksviertel eine Messe statt. Der Blick reicht von hier oben bis zur Frauenkirche und heute sogar bis zu den Alpen. Hinter uns ragt das Beton-Skelett eines Rohbaus empor, zu unseren Füßen liegt die Oststadt.

Eine Herde Schafe weidet neben uns auf den Rasenflächen des Daches, es riecht nach frischer Erde. Das goldene Kreuz am Altar ist mit einem Kranz bunter Blumen geschmückt, und über allem wölbt sich ein strahlend blauer Himmel. Der liebe Gott meint es gut mit uns. Mit weit ausgebreiteten Armen begrüßt unser Gemeindepfarrer Rainer Schießler alle, die gekommen sind. Und das sind ziemlich viele: Junge und Alte, sommerlich gekleidet, fröhlich und spürbar gespannt auf das, was kommt. Nahezu jeder Platz ist gefüllt.

Ich sitze direkt neben dem Altar, bin von all dem, was es heute früh noch vorzubereiten gab, etwas geschafft und denke gerade, dass es vermutlich besser gewesen wäre, mich vorher noch einmal mit Sonnenmilch einzucremen. Mein Blick schweift in die Runde. Irgendwie eine unwirkliche Szenerie: Eine große Tribüne und die Flächen ringsum bieten Raum für ein paar Hundert Leute. Aber hier oben gibt es auch eine Kräuter- und Blumenwiese, Hasen, Hühner, Walliser Schwarznasenschafe, sechs



Fotos © Stefan Linde

Bienen- und zwei Ameisenvölker. Zwischen kleinen Holzhütten stehen Obstbäume, in Hochbeeten längs des Daches wachsen Zucchini, Möhren, Kohlrabi und anderes Gemüse. Über den Wildblumen tanzen die Bienen im Sonnenschein. Einst wurden hier Kartoffeln zu Knödeln verarbeitet – heute gibt es auf dem ehemaligen Pfanni-Gelände jede Menge Büros, Läden und kulturelle Angebote. Auf dem Dach von *Hoch 5*, wo wir gerade sind, lässt es sich richtig gut feiern. Mit seinen etwa 2500 Quadratmetern Fläche ist es so etwas wie das Herzstück des Viertels. Wenn man nach kurzer Fahrt mit dem Aufzug oben aussteigt, betritt man sozusagen die höchste Alm der Stadt.

In Bayern gibt's die Tradition der Bergmessen, die im Sommer überall gefeiert werden. Irgendwann kam mir der Gedanke: »Warum soll's denn so etwas nicht auch in München geben? Wir ha'm doch den Olympiaberg. Mach ma doch da 'ne Bergmesse.«

Rainer Schießler, dem ich davon erzählt habe, fand die Idee direkt großartig. Aber die Suche nach dem perfekten Ort war nicht einfach. Bei näherer Betrachtung ist der Olympiaberg mit seinen 55 Höhenmetern eigentlich zu klein, denn der Olympiatower gleich nebenan ist schon mehr als ein Drittel höher. Und das Uptown-Hochhaus in Schwabing mit seinen 38 Etagen ist sogar fast dreimal so hoch. Hochhäuser sind so etwas wie die Berge der Großstädte. Und eine Bergmesse im Schatten von Hochhausriesen zu feiern, das wäre alles andere als cool ...

Spontan habe ich die Idee, mal bei *Hoch 5* anzurufen. Am anderen Ende der Leitung meldet sich ein Mitarbeiter der Event-Location. Ich komme direkt zur Sache: »Hallo, ich habe von euch gehört und würd' gern mal bei euch eine Bergmesse feiern.«

»Eine Messe? So mit Ständen und so?«

»Nee, eine heilige Messe – einen katholischen Gottesdienst.«



Verhaltenes Gekicher am anderen Ende der Leitung.

»Ja, wie nun? Habt ihr kein Interesse, so was mal gemeinsam zu machen?«

Klar: Mit Kirche hatten die Mitarbeiter der Hausverwaltung augenscheinlich bislang nicht sooo viel am Hut. Doch die Idee, jede Menge Menschen aufs Dach zu bringen, um dort einen Gottesdienst zu feiern, fanden sie dann doch irgendwie ziemlich abgefahren. Jedenfalls wurde ich eingeladen: »Komm doch einfach mal vorbei, dann sprechen wir.«

Es wurde ein richtig gutes Treffen. Letztlich haben wir die Location oben auf dem Dach einfach umsonst bekommen. Und jede Menge Spaß dazu.

Nach der Messe haben wir gemeinsam gegrillt, gegessen und getrunken; den ganzen Nachmittag beieinander gesessen und das Leben in vollen Zügen genossen. Der Orts- und Blickwechsel hat uns einfach gutgetan.

Kirche und Spaß, das scheint sich sonst öfters auszuschließen. Wo bitte wird denn in Gottesdiensten herzlich gelacht und gefeiert? Wo darf man seine Launen und seine Kreativität ausleben, auch mal Farbe und frischen Wind in die alten Mauern bringen?

Statt bunt und lebensfroh wirkt manches, auf dem Kirche draufsteht, viel eher »steingrau, staubgrau, mausgrau, aschgrau ...« wie es Loriot in seinem Film *Ödipussi* auf die Leinwand gebracht hat. Eine Szene, die ich plastisch vor Augen habe: Wohnungsausstatter Paul, gespielt von Loriot selbst, ist mit einer Psychologin zum Beratungsgespräch bei einem depressiv anmutenden Paar in dessen tristem Haus zu Gast. Alles ist grau – die Kleidung des Paares, die Möbel, die Wände. Eigentlich sollten demnächst auf Empfehlung der Psychologin, meisterhaft dargestellt von Evelyn Hamann, leuchtend farbige

Stoffe für den neuen Sofabezug zum Einsatz kommen – »damit sich manche anderen Probleme quasi von alleine lösen«. Doch als der Mann, wenig begeistert von dem Vorschlag, antwortet: »Wir waren mit Grau eigentlich ganz zufrieden«, packt Lorient seine umfangreiche Graukollektion aus: »28 Töne – in jeder Qualität: Bleigrau, Zementgrau, Betongrau, Asphaltgrau ...«

Gräu ist auch in klerikalen Kreisen weit verbreitet. Eine nahezu zeitlose Farbe, auf der man den Staub zum Glück nur wenig sieht. Das ist gut, denn angestaubt ist so einiges in dem Laden Kirche. Doch statt etwas dagegen zu tun, scheinen manche ergrauten Kirchenoberen angesichts massenhafter Kirchengangster in eine gewisse Schockstarre verfallen zu sein. Jedenfalls setzt man auch dort bis heute gerne auf das Bewährte, mit dem die Hausverantwortlichen ja seit Jahrzehnten und Jahrhunderten ganz zufrieden sind.

Und es wäre an der Zeit, dass Kirche sich endlich mal bewegt und aus der Komfortzone rauskommt.

Der Film ist aus. Schluss mit lustig. Ich sitze vor dem Fernseher und sehe mir die Abschlusspressekonferenz zum *Synodalen Weg* der katholischen Kirche im Herbst 2020 an. Zu lachen gibt es da nichts. Als der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing, von einem Journalisten mit der Frage konfrontiert wird, wie lange man angesichts der Kirchenkrise und vieler dramatischer Entwicklungen mit den anstehenden Reformen noch abwarten könne, antwortet er sinngemäß, dass man aus seiner Sicht auf einem recht guten Wege sei. Ich denke: Do legst di nieda! Nicht zu fassen, diese Ignoranz! Auch die Dinosaurier dachten, sie hätten noch Zeit.

Der Missbrauchsskandal hat viele Menschen und auch mich zutiefst erschüttert. Jahrzehntelang sind unter dem Dach der Kirche die schrecklichsten Dinge passiert. Als ob die Taten allein

nicht schon schlimm genug gewesen wären – das Wegsehen und Vertuschen macht alles noch viel schlimmer. »Dass da mir bloß keiner 's Maul aufmacht«, scheint mancherorts in den oberen Etagen der Kirche die Devise zu sein. Wenn man fragt, hat keiner etwas gemerkt, gesehen oder gewusst. Und jetzt, wo manches ans Licht der Öffentlichkeit kommt, ist man plötzlich »betroffen« oder »entsetzt«. Kein Wunder bei der schrägen Sexualmoral meiner Kirche.

Peinlich, wenn dann rauskommt, dass der eine oder andere Bischof doch Kenntnisse von dem hatte, was da geschehen ist. Professor Dr. Hans Zollner, Präsident des Zentrums für Kinderschutz an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom, hat das Verhalten der katholischen Kirche bei der Aufklärung von Missbrauchsfällen scharf kritisiert und spricht aus, was viele denken: dass Rücktritte der Verantwortlichen angebracht wären. Und das fängt ganz oben an: beim Papst, den Kardinälen und Bischöfen.

Aber dazu kommt es (noch) nicht. Stattdessen wird weiter ausgeharrt. Eine Art Schockstarre ist eingetreten. Die Kirche als moralische Instanz steckt mittendrin im Schlamassel. Und das mit der frohen Botschaft gerät ziemlich ins Hintertreffen.

Gleich bei der ersten Vollversammlung des *Synodalen Weges*, bei dem es um die Zukunft der katholischen Kirche in Deutschland gehen soll, verkündete Kardinal Woelki, dass ihm das Bild, wie die Teilnehmer des Treffens zum Gottesdienst in den Frankfurter Dom eingezogen sind, nicht gefallen habe. Aber nicht etwa, weil er sich gewünscht hätte, dass mehr Menschen gekommen wären. Nein! Sondern weil bei diesem Ereignis die Hierarchien verwischt wurden, da Kleriker und Laien gemeinsam in den Dom einzogen sind. Dass sich in solchen Situationen Kirchenobere unters Volk mischen, hat seiner Ansicht nach nichts damit zu tun, wie katholische Kirche zu sein hat. Jessas!

Was würde Jesus dazu sagen? Ich glaube, er würde entweder laut lachen, weil er das, was da angeblich in seinem Namen geschieht, für einen Scherz hält. Oder er würde zornig dazwischengehen, so wie damals im Tempel, als er die Tische der Händler umgestoßen hat. Jesus hatte mit Hierarchie und Ordnung grundsätzlich nicht viel am Hut. Mit den von vielen verachteten Zöllnern, mit Huren und Bettlern hat er das Gespräch gesucht, mit ihnen gegessen und alle, wirklich alle eingeladen, sich ihm anzuschließen. Im Matthäusevangelium heißt es an einer Stelle, in der der Gottessohn mit Johannes dem Täufer verglichen wird, über Jesus: »Siehe, was ist dieser Mensch für ein Fresser und Weinsäufer, ein Freund der Zöllner und Sünder«! Seine Jünger waren Handwerker und Fischer. Als Jesus sie ansprach, haben diese Menschen alles stehen und liegen lassen und sind ihm gefolgt. Vermutlich auch deshalb, weil er keine Spur von Standesdünkel zeigte. Es wäre ja auch anders gegangen. So nach dem Motto: »Hier komme ich, der mächtige Sohn Gottes – und ihr da unten habt kein Recht, gemeinsam mit mir an einem Tisch zu sitzen.« Aber so war er nicht – im Gegenteil. Bei Jesus waren alle willkommen. Was er sagte, meinte er auch so. Da gab es kein frommes Geschwurbel, sondern es galt: »einfach machen«. Das gefällt mir.

Christlicher Glaube hat überhaupt viele wunderbare Facetten: Ich habe es selbst mehrfach ausprobiert und erfahren, wie glücklich die Menschen sind, wenn man sie mit offenen Armen empfängt. So halten wir es auch in Sankt Maximilian, unserer Kirche in München. Liebevoll nenne ich diesen wunderbaren Ort am Isarufer Sankt Max. Aber das Wichtigste ist nicht der Name, sondern die Botschaft: Hier ist echt jeder willkommen.

Am Anfang haben manche im Pfarrgemeinderat große Augen bekommen, wenn ich beispielsweise vorgeschlagen habe, das Gemeindefest vom ordentlich abgegrenzten Pfarrgarten

(»Hier sind wir immer schön unter uns ...«) auf die Deutingers-  
straße zu verlegen und alle Bewohner des Glockenbachviertels  
einzuladen. Und wenn ich alle sage, dann meine ich auch wirk-  
lich alle: Atheisten und Muslime, treue Kirchgänger, die Ge-  
schäftsleute, Schwule und Lesben. Jede und jeden.

Das Leben ist viel zu kurz, um sich mit Kleingeisterei und  
Abgrenzung das Dasein schwer zu machen. Und immer wieder  
ist es einfach umwerfend zu sehen, wo es hinführt, wenn wir  
einmal alle Ordnung sein lassen und anfangen, das Leben hier  
und jetzt mit beiden Händen zu ergreifen. Das wäre einfach  
cool!

*Stephan Maria Alof*

## 1 / WALDKAPELLE

»Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.« Mein Freund Sebastian kniet andächtig auf dem Waldboden, während ich die Segensworte spreche. Mit der linken Hand gieße ich aus einem Becher etwas Wasser auf seine Haare und zeichne mit der rechten Hand über ihm ein Kreuz in die Luft. Susanne, die neben ihm sitzt, hat ebenfalls die Hände gefaltet; Martin, der Vierte im Bunde, kaut wie so oft gedankenverloren an einem Zipfel seines rechten Pulloverärmels.

Aus Ästen, die wir gegen einen umgestürzten Baumstamm lehnen, und einigen alten Brettern, die uns mein Vater aus seiner Schreinerwerkstatt mitgebracht hat, ist eine kleine Kapelle entstanden. Vater hat gestern den ganzen Nachmittag geholfen und es hat ihm sichtlich Spaß gemacht, mitzuerleben, wie wir gemeinsam das Werk vollendet haben. Ein moosbewachsener Baumstumpf ist der Altar, dahinter steckt ein einfaches Kreuz aus Birkenholz im Boden. Inzwischen kann ich den Kreuzbund mit Kordel schon alleine binden.

Irgendwo in der Nähe schlägt ein Specht mit lautem Tocktocktock seinen Schnabel gegen einen Baum. Mücken schwirren zwischen den Bäumen umher. Der Waldboden duftet nach Frühling. Voller Freude haben wir Kinder uns vor einigen Tagen das erste Mal nach der Winterpause wieder zusammen auf den Weg in den Wald gemacht. Hier zu sein, das bedeutet Freiheit.

Vom Haus meiner Eltern ist es nicht weit bis in den Wald und fast jeden Nachmittag ziehen wir mit ein oder zwei Dutzend Kindern gemeinsam los, um draußen zu spielen. Erst wenn es dämmt, geht es nach Hause. Die Hände voller Schrammen und Harz, die Hose und die Schuhe voller Laub und feuchter Erde. Ich bin ein richtiger »Saubär«, deshalb hat mir meine Mutter schon vor einiger Zeit von unserer Schneiderin eine robuste, schwarze Latzlederhose nähen lassen. Die trage ich seitdem nahezu jeden Tag.

Aus Tannenreisig errichten wir ein Indianerlager, von dem aus wir die »Wildnis« erkunden. Die reicht bis an den Hang hinter dem kleinen Bach. Für uns ein riesiges Gebiet. Auf allen vieren schleichen wir über die Waldlichtung, suchen Deckung hinter dicken Baumstämmen, kundschaften aus, wo sich die Feinde, weiße Siedler, versteckt haben und wie wir ihnen vielleicht den Weg abschneiden können. Ohne Erlaubnis transportieren sie gerade eine große Ladung Gold, das sie am Klondike gefunden haben, mitten durch unser Gebiet! Da bleibt ein Konflikt nicht aus – genau so, wie wir es in den Westernfilmen gesehen haben, die im Fernsehen laufen. Drei Programme gibt es: ARD, ZDF und das Dritte, in dem viele Regionalsender ein Nachmittags- und Abendprogramm senden. Wenn ich mich ordentlich benommen habe, darf ich mit meinen Geschwistern und Papa im dritten Programm um 18 Uhr eine Folge *Bonanza* sehen. Das ist jedes Mal ein Highlight.

Mit Stöcken tragen Indianer und Siedler kleine Kämpfe aus, aber bevor es nach Hause geht, schließen wir Frieden und begraben das Kriegsbeil. Meistens kommen wir dazu an der Waldkapelle zusammen. Einem Ort, an dem aus Feinden wieder Freunde werden.

Auch richtige kleine Messen feiern wir in unserer Kapelle. Mit Weihrauch, Kelch und allem Drum und Dran. Ja, okay, der

Kelch ist weiß und aus Kunststoff statt aus Gold, wie der in unserer Kirche St. Barbara. Aber es geht ja auch darum, an etwas zu glauben!

Mein Vater hat in alte Konservendosen, in denen vorher geschälte und halbierte Birnen eingelegt waren, wie das verblichene Etikett zeigt, mit dem rot-weißen Milhdosenaufstecher einige Löcher gemacht. In den Dosen kokelt nun zur »Messe« ein wenig Tannenharz – das riecht mit etwas Vorstellungsvermögen wie Weihrauch. Ich musste meiner Mutter versprechen, dass wir das mit dem brennenden Harz nur draußen und nur in der Dose machen. Denn ich bin erst acht – aber mein Berufswunsch steht bereits fest: Ich werde später einmal Priester.

\*

Katholisch zu sein, das ist bei uns ganz selbstverständlich. Die meisten Einwohner von Dermbach sind katholisch getauft und besuchen wie wir die Filialgemeinde St. Barbara. Mein Heimatort liegt im Hellertal, im Landkreis Altenkirchen, an der Grenze zwischen Westerwald und Siegerland. Meine Eltern und auch deren Eltern sind hier groß geworden. Im Ort sagt man: »Et es nien su schön, wie en Dermisch!« 1965 baut mein Vater ein Haus, in dem ich ein Jahr später zu Welt komme. Meine beiden Geschwister Andreas und Claudia sind einige Jahre älter – eben die Großen.

In unserer Straße wohnen viele junge Familien mit jeder Menge Kindern, mit denen es sich wunderbar spielen lässt. Nachmittags dürfen wir uns ab und zu an einem der Küchenfenster ein Wurstbrot oder ein Stück Kuchen abholen, dann geht's wieder rein in den Wald.

Meine Oma Agatha, die Mutter meiner Mutter, ist eine sehr fromme Frau. Öfters übernachtete ich am Wochenende bei ihr



und habe das Gefühl, dass ich dort am besten schlafe. Abends, bevor es ins Bett geht, betet Oma gemeinsam mit mir. Meistens sagt sie dann zum Schluss: »Das Ave Maria, das wir jetzt beten, das ist wichtig, um irgendwann in Frieden zu sterben. Du wirst sehen, ich hab bestimmt mal 'ne gute Todesstunde. Mein Leben lang bete ich dafür.« Dass Oma sterben könnte, will ich gar nicht hören. Aber es ist tröstlich zu wissen, dass man auf jeden Fall beim lieben Gott gut aufgehoben ist, egal, was passiert. Die Begeisterung meiner Oma für den Glauben und das tiefe Vertrauen, das sie hat, färben ab. Immer wieder erzählt sie mir Geschichten von Jesus. Mit meinen acht Jahren bringe ich in krakeliger Schrift erste kleine Predigten zu Papier, die ich anschließend voller Inbrunst vortrage. Einmal kommt sogar meine Schulklasse mit unserer Lehrerin, Ulrike Baumann, zur Messe an die Waldkapelle. Das finde ich richtig stark! Die Glaubensgeschichten, die ich mir gemerkt habe, will ich weitergeben. Und alle, wirklich alle, sind sich einig, dass mein Berufswunsch – Priester – eines Tages wahr werden wird.

\*

Einmal ist unsere ganze Familie in Köln, zum Einkaufen und Bummeln. Ich bleibe staunend an einem Schaufenster stehen, natürlich ein Spielzeugladen. Wahnsinn, was es da alles zu sehen gibt. Aber als ich aufschaue, sind alle weg: Mama, Papa, die Tante und meine zwei Geschwister. Was nun? So schnell ich kann, laufe ich die Straße entlang, in der Richtung, in die sie wahrscheinlich gegangen sind. Aber nirgendwo kann ich meine Familie entdecken. So ein Mist!

Auch meine Eltern sind in großer Aufregung. Der Kleine ist weg. Und das in einer riesigen Stadt wie Köln. Meine Mutter ist

den Tränen nahe und kurz davor, die Polizei zu rufen, um eine Vermisstenmeldung aufzugeben. Aber dann atmet sie noch einmal tief durch und fragt sich: »Wo würde unser Stephan vermutlich als Erstes hingehen, wenn er ganz allein ist und Hilfe braucht?« Meine Tante, die auch mit dabei ist, sagt: »Stephan geht doch immer gerne in die Kirche.«

Am Ende findet mich meine Familie tatsächlich im Kölner Dom, wo ich, erschöpft von der ganzen Aufregung, auf einer Kirchenbank schlafe.

Der große, dunkle Dom fasziniert mich bis heute, wie überhaupt alle Kirchen und Kapellen. Die riesigen farbigen Fenster, die Gerüche, die Bilder und Ornamente, das mächtige Kreuz über dem Altar.

\*

Kurz vor meiner Erstkommunion gehe ich das erste Mal zur Beichte. In der Sakristei von St. Barbara sitze ich dem Pfarrer aufgeregt gegenüber. Von meiner Mama habe ich mir aufschreiben lassen, was ich sagen könnte – denn eigentlich weiß ich gar nicht so recht, was ich überhaupt beichten soll. Als ich den Text meiner Mutter vom Zettel ablese, muss unserer Gemeindepfarrer erst einmal lachen. Und ich gleich mit. Dann fragt er mich: »Was könnte denn da noch so sein, was nicht so gut ist in deinem Leben?«

Schonungslos ehrlich erzähle ich ihm, was in letzter Zeit alles schiefgelaufen ist: Wie ich beim Spielen dem Anton im Eifer des Gefechts mit dem Stock richtig heftig auf die Hand geschlagen habe und er danach heulend nach Hause gerannt ist. Dass ich mir heimlich eine Tafel Schokolade aus der Vorratskammer meiner Mutter stibitzt und nun Angst habe, dass dies jeman-

dem auffällt. Und dass ich die Lehrerin angeschwindelt habe, um zu erklären, warum ich die Mathe-Hausaufgabe auch dieses Mal leider nicht machen konnte. Alles ganz üble Sünden ... Deshalb bin ich auch ziemlich erleichtert, als der Priester – nachdem ich meine Vergehen vorgebracht und mit dem Satz »Ich bereue das!« geendet habe – zu mir sagt: »Ich spreche dich frei von all deinen Sünden.« Uff.

Nach der Absolution macht der Pfarrer über mir das Kreuzzeichen, und wir beten gemeinsam das Vaterunser. Danach stürze ich aus der Sakristei, hüpfte die drei kleinen Stufen vor der Kirche hinunter und mache vor Freude und Erleichterung erst einmal einen Luftsprung.

\*

Mein Onkel Hans, der als Goldschmied arbeitet und auch für unsere Kirche St. Barbara den Kelch, die Hostienschalen, das Kreuz und den Tabernakel gefertigt hat, schenkt mir zu meiner Erstkommunion ein sehr schönes Buch mit dem Titel *Sie bauten eine Kathedrale*. Darin kann man sehen, wie im Mittelalter riesige Kirchen errichtet wurden: das Hauen der Steine, die hölzernen Kräne, mit denen man das Baumaterial bewegt, die Gerüste, auf denen jede Menge Arbeiter umherklettern. Wie ein Dachstuhl gebaut wird, steht darin, und wie viele Menschen es braucht, damit der Bau, nach vielen Jahren intensiver Arbeit, vollendet werden kann. Die Zeichnungen sehe ich mir wieder und wieder an und liebe es, mir vorzustellen, welche Aufgabe ich übernehmen würde, wenn ich dabei helfen dürfte, eine riesige Kathedrale zu bauen.

Natürlich werde ich Messdiener in unserer Kirche in Dermbach. Jeden Sonntag ziehe ich mit Freude das festlich weiße

Gewand an, schwenke das Weihrauchfass oder läute bei der Eucharistiefeier die Glöckchen. Als Oberministrant darf ich später bei den großen kirchlichen Festen, wie zum Beispiel Fronleichnam, helfen, den Altar zu schmücken. Das ist eine besondere Ehre und genau mein Ding. Mit Begeisterung bin ich bei der Sache und leite als Älterer auch die anderen Messdiener im Gottesdienst an. Mehr und mehr übernehme ich Verantwortung in der Gemeinde und bringe mich an verschiedenen Stellen ein. Die Kirche ist mein Ein und Alles. Als ich 17 Jahre alt bin, schlage ich unserem Kaplan Karl-Heinz Schommer vor, eine Wallfahrt in die Zisterzienserabtei Marienstatt zu organisieren. Die Idee fällt auf fruchtbaren Boden und ich übernehme die Vorbereitung. Schon über 100 Jahre hat es eine solche Wallfahrt nicht mehr gegeben. Vermutlich auch, weil es ein wirklich weiter Weg bis nach Marienstatt ist – 28 Kilometer läuft man von unserer Kirche in Herdorf bis zur Abtei. Mit knapp 40 Leuten pilgern wir eines Morgens früh um drei Uhr in der Dunkelheit los, um rechtzeitig zum Gottesdienst zu kommen.

Im Zisterzienserkloster Marienstatt bin ich gerne. Die Abtei im Nistertal wurde vor über 800 Jahren gegründet und strahlt eine unglaubliche Ruhe aus. In der frühgotischen Basilika erklingt die bedeutendste Orgel des Westerwaldes. Mehrmals am Tag kommen dort die Mönche zum Gottesdienst zusammen. Die Spiritualität der Zisterzienser fasziniert mich, und ich schätze es sehr, mit einem der älteren Pater, zu dem ich großes Vertrauen habe, über alles, was mich gerade umtreibt, zu sprechen. In den Schulferien verbringe ich zwei Wochen im Kloster, arbeite im Garten mit und gehe dreimal am Tag zu den Gebetszeiten. An einem Tag zelebriert der Priester mit mir die heilige Messe an einem Seitenaltar der Basilika und ich darf ihm als Messdiener assistieren. Während der Wandlungsworte läute ich die Glocke und lausche, wie die Töne im Raum verklingen, bis es ganz still

ist. Es ist ein ganz besonderer Moment, in dem ich spüre, dass ich Teil von etwas Großem sein darf. Das alles, die ganze Atmosphäre, sauge ich tief bewegt in mich auf: die Kraft alter durchbeteter Kirchen und Klöster; das Urvertrauen des Glaubens.

Abends sitze ich mit den Brüdern auf der von der Sonne noch warmen Klostermauer und wir sprechen über Gott und die Welt. Ich liebe es, in den großzügig angelegten Klostergärten umherzustreifen. Der Wald, überhaupt die Natur, das ist für mich so etwas wie die Kathedrale Gottes.

Bei uns zu Hause im Hellertal bin ich das ganze Jahr draußen unterwegs. Jede Jahreszeit hat ihre eigene Faszination: An kalten Wintertagen ist die Luft ebenso rein wie der Schnee, in dem ich mit meinen Schuhen eine tiefe Spur hinterlasse. Die Nister schlängelt sich sanft durch die Wiesen, Eiskristalle glitzern an den Bäumen und Gräsern am Rande des Flusses. Im Mai duftet der Wald würzig nach Tannenharz und die wärmenden Sonnenstrahlen tauchen alles in ein milchiges Licht. Es gibt so viel zu entdecken! Die Ameisenstraße am Waldboden, den kleinen Käfer, der auf einem Grashalm balanciert, und das Rudel Rehe, das aufgeschreckt davonstürmt, wenn sich meine Schritte nähern. An heißen Sommertagen flirrt die Hitze auf der Lichtung, während ich im Gras liege und die Vögel am Himmel betrachte. Im Herbst riecht es im Wald modrig nach feuchtem Laub und nassem Moos, und ich sammle abgestorbene Wurzelstöcke, die ich daheim im Heizungskeller trockne, um sie später auszuhöhlen und daraus Adventsgestecke zu fertigen. Mit grünem Tannenreisig, Moos und Tannenzapfen geschmückt, sehen sie richtig gut aus.

Wenn ich von meinen Streifzügen nach Hause komme, ist immer jemand da. Meine Mutter kümmert sich liebevoll um uns Kinder. Vater ist tagsüber in der Schreinerwerkstatt oder auf Montage bei Kunden, kommt aber mittags meist zum Essen

heim. Auch er hat eine besondere Beziehung zur Natur. Wenn er mit der flachen Hand über ein neues Brett streicht, spürt man die Wertschätzung, die er dem gewachsenen Holz und dessen Schönheit entgegenbringt. Jedes Mal, wenn wir gemeinsam durch Wald und Feld streifen, erklärt er mir etwas über Pflanzen, Bäume und Tiere. Die Geheimnisse der Natur. Gerade im Detail steckt unglaublich viel Schönheit, das bringt mir mein Vater nahe.

Meine Oma wird 78 Jahre alt. Eines Morgens bekommen wir einen Anruf und erfahren, dass sie tot im Bett liegt, mit ihrem geliebten Rosenkranz in der Hand. Ihr innigster Wunsch nach einer guten Todesstunde ist, wie es scheint, in Erfüllung gegangen.

## 2 / FLÄCHENBRAND IM GEHIRN

Gelblich braune Blätter wehen durch die Luft und über den Bürgersteig. Der Herbst ist da.

Mit zwei Freunden stromere ich am frühen Abend auf einer Baustelle bei uns im Ort herum. Wir balancieren auf einem Stapel Bauholz und bestaunen anschließend gemeinsam den gelben Bagger und seine riesige Schaufel mit den breiten Zinken, als mir auf einmal ganz komisch wird. Das Gelb der Baggerschaufel und der schwarze Kies strudeln ineinander, alles dreht sich, ich taumele zur Seite und bin dann total weg. Als ich wieder zu mir komme, sehe ich über mir eine Neonröhre, und zwei besorgte Gesichter beugen sich über mich. Ich bin im Krankenhaus. Max und Paul, meine beiden Freunde, berichten später, dass ich plötzlich einfach umgefallen bin und eine Weile nicht ansprechbar war.

Der Stationsarzt in der Notaufnahme ist ratlos. Vielleicht habe ich zu viel herumgetobt, vorher zu wenig getrunken und hatte deshalb einen Kreislaufzusammenbruch?

Wer denkt bei einem zehnjährigen Jungen, einem absoluten Wildfang, der bislang höchstens einmal einen Schnupfen und die üblichen Kinderkrankheiten hatte, direkt an etwas Ernstes? Bald darf ich wieder nach Hause.

An Weihnachten sind wir bei meiner Großtante zu Besuch. Sie ist Hebamme von Beruf und hat mich vor vielen Jahren – das hat sie mir schon ein paarmal erzählt – bei uns im Haus zur

Welt gebracht. Wie immer, wenn wir alle zu einer Familienfeier zusammenkommen, geht es hoch her. Gemeinsam sitzen wir am Wohnzimmertisch und genießen das leckere Essen. Es gibt Braten, Kartoffelklöße und Rotkohl. Der Weihnachtsbaum steht mit reichlich Lametta und bunten Kugeln geschmückt in einer Ecke des Raumes, darunter die ausgepackten Geschenke. Die Bescherung war toll.

Aber mir geht es nicht gut. Seit gerade eben habe ich das Gefühl, die Stimmen der anderen werden immer lauter. Wenn jemand etwas sagt, dröhnt es so sehr in meinem Kopf, dass es schmerzt. Mir wird übel, ich stehe auf, laufe durch den Flur in Richtung Toilette und habe plötzlich den Gedanken, dass es gut wäre, in den Garten zu gehen, um frische Luft zu schnappen. Auf der Wiese vor der Tür steht ein kleiner Tannenbaum, um den eine Lichterkette gewunden ist. Von jeder Kerze geht ein helles Strahlen aus. Die Lichter und Linien kreuzen sich und verschwimmen dann zu einem einzigen Brei. »Lieber Gott, bitte mach, dass das weggeht«, stammele ich. Aber obwohl ich die anderen hier draußen eigentlich gar nicht mehr hören kann, toben sich ihre Stimmen in meinem Kopf weiterhin aus – und das in einer unerträglichen Lautstärke. Dann wird es dunkel. Von dem, was danach geschieht, weiß ich später nichts mehr.

Meine Mama, die mir hinterhergelaufen ist, findet mich auf dem Gehweg vor dem Haus. Ich bin wohl noch eine Treppenstufe hinuntergestolpert und dann auf die Steinplatten geschlagen. Auch dieses Mal werde ich erst im Krankenhaus wieder wach. Und ich merke: Jetzt wird es ernst.

Der Arzt schaut sehr besorgt. Dann spricht er das Wort aus, das meine Eltern und mich fortan stark beschäftigen wird: Epilepsie. Plötzliche Anfälle, die oftmals mit Halluzinationen, Sprachstörungen und Bewusstlosigkeit einhergehen. Eine üble Krankheit, die mir Angst macht.



Im Januar feiern wir den Geburtstag meiner Mutter und sitzen mit der Verwandtschaft bei Kaffee und Kuchen, als es wieder losgeht. Ich merke, wie mir übel wird, stürze nach draußen und falle meinem Bruder, der gerade von der Arbeit heimkommt, in die Arme. Mehrmals bin ich in den nächsten Wochen und Monaten im Krankenhaus in Siegen, muss viele Medikamente nehmen und hoffe, dass es mir bald wieder besser geht und die schrecklichen Anfälle aufhören. Denn durch sie ist nichts mehr, wie es vorher war.

Ich soll möglichst wenig herumtoben, mich nicht aufregen und darauf achten, dass ich nicht alleine unterwegs bin – damit mir sofort jemand helfen kann, wenn mich die nächste Attacke ereilt. Irgendwie habe ich stets Angst, dass es jeden Moment wieder so weit ist. Dass mir schwindelig wird und alles von vorne beginnt. Aber ich habe Glück: Es bleibt bei den drei heftigen Anfällen. Andere Kinder in meinem Alter, die die gleiche Krankheit haben, müssen einen Helm tragen, damit sie sich nicht verletzen, weil sie regelmäßig und völlig unvermittelt zusammenbrechen. Meine Zimmernachbarin im Krankenhaus, ein kleines Mädchen, etwa so alt wie ich, stirbt bei einem epileptischen Anfall. Ich kann es zunächst gar nicht glauben, als es heißt, dass sie nicht wiederkommt. »Die Ärzte konnten ihr leider nicht mehr helfen«, sagt mein Vater. Und ich denke: »Wie kann der liebe Gott so etwas Schlimmes zulassen!«

Epilepsie ist eine Krankheit mit vielen Gesichtern. Keiner weiß, wie es sich bei mir weiterentwickeln wird. Regelmäßig muss ich zu Untersuchungen. Einmal bekomme ich dabei einen interessanten Helm aufgesetzt, an dem jede Menge Kabel hängen. Die Dinger im Helm, die mit einer kalten Paste bestrichen werden, heißen Elektroden, erklärt mir die Krankenschwester. Während ich eine Lampe mit einem flackernden Licht betrachte, soll ich die Augen öffnen und schließen und gleichzeitig be-

wusst ein- und ausatmen. Das Ganze nennt sich EEG und dauert ziemlich lange. Nach der Untersuchung muss ich noch ein wenig liegen bleiben, dann bringt mich die Krankenschwester zum Arztzimmer.

Meine Eltern, die die ganze Zeit über mit dabei waren, wollen mit ins Zimmer, aber der Arzt bittet sie, einen Moment draußen zu warten, weil er kurz allein mit mir sprechen will. »Oh«, denke ich, »jetzt sagt der Doktor mir bestimmt etwas Schlimmes. Wieso will er nicht, dass Mama und Papa dabei sind? Das wäre mir lieber!«

An der Wand hängt ein Computerausdruck, auf dem viele Wellen zu sehen sind. »Das sind deine Gehirnströme«, sagt Dr. Heye, der Oberarzt der Kinderklinik, und erklärt mir kurz, was die Linien auf dem Ausdruck zu bedeuten haben. Aber viel wichtiger ist es ihm, mir anschließend all die anderen Bilder zu zeigen, die in seinem Zimmer an den Wänden hängen. »Weißt du, wer das ist?«, fragt Dr. Heye und deutet mit der Hand auf eines der Bilder. Ich kenne den Mann nicht, aber ich kann das kleine Schildchen lesen, das direkt unter seinem Porträt angebracht ist. Dort steht in Großbuchstaben LEONARDO DA VINCI.

»Das war ein italienischer Maler, Bildhauer, Forscher und Architekt«, sagt Dr. Heye. »Und der Mann rechts neben da Vinci ist Michaelangelo, ebenfalls ein bedeutender Künstler. Friedrich Georg Händel – auch er litt an Epilepsie – schuf großartige Musik. Sir Isaac Newton, das ist der Nächste in der Reihe, war Naturwissenschaftler und Philosoph. Was er entdeckte, wurde Grundlage für so ziemlich alle großen Erfindungen der Neuzeit. Unter anderem hat er über das Licht geforscht. Aber er war auch ein begnadeter Mathematiker und Theologe.«

Den Mann auf dem nächsten Bild kenne ich! »Das ist der Apostel Paulus ...«, sage ich dem Doktor, noch bevor er mich fragen kann, »... sein Bild hängt bei uns in der Kirche.«

Der Arzt schaut mich eindringlich an und sagt: »Weißt du, was diese Menschen gemeinsam haben, die du hier siehst? Sie alle hatten Epilepsie. Und trotzdem haben sie Großartiges vollbracht. Stephan, du bist nicht allein mit deiner Krankheit – und vor allem nicht weniger wert als andere. Einen epileptischen Anfall zu bekommen ist schlimm. Die Krankheit wird dich vielleicht an manchem hindern. Aber du kannst trotzdem viel erreichen. Lass dir bloß von niemandem einreden, dass dies nicht möglich ist. Egal, was deine Klassenkameraden, deine Lehrer oder deine Eltern sagen. Ich bin mir sicher, du wirst in deinem Leben jede Menge bewegen, wenn du daran glaubst und darauf vertraust, dass du es kannst.«

Dieses Gespräch hat mich gerettet. Von da an sage ich mir immer wieder: »Jetzt erst recht. Ich pack das.« Rückblickend betrachtet, hat mir der Arzt an diesem Tag mein Selbstvertrauen, ja, vielleicht sogar mein Leben zurückgegeben.

Auch wenn mir das Gespräch in der Klinik richtig gutgetan hat, sind die nächsten Jahre alles andere als einfach. Man traut mir wenig zu – und in der Folge glaube ich irgendwann auch selbst nicht mehr an mich. Ich muss wegen meiner Krankheit viele Medikamente nehmen, die verhindern sollen, dass ich weitere epileptische Anfälle bekomme. Die Nebenwirkungen sind heftig: Schwindel, Kreislaufprobleme, Konzentrationsschwierigkeiten und Mattheit. Oft fühle ich mich schwach, so schwach, dass ich zu fast nichts Lust habe. Eine Weile lang besuche ich kaum die Schule, entsprechend schlecht fallen die Zeugnisse aus. Aus meinem Plan, aufs Gymnasium zu gehen, um später Theologie zu studieren und Priester zu werden, wird jedenfalls nichts. Nicht einmal in der Realschule kann ich leistungsmäßig mithalten und wechsle deshalb auf die Hauptschule.

Mit 15 verliebe ich mich in ein hübsches Mädchen aus meinem Heimatort. Sie ist 14 und Messdienerin in unserer Kirchengemeinde.

meinde. Der erste Kuss ist aufregend, das Miteinanderschnuseln einfach nur schön. Ein paar Wochen gehen wir zusammen, trennen uns dann aber recht schnell wieder. Denn ich spüre intuitiv, dass ich mich eigentlich eher zu Jungs hingezogen fühle. Einordnen kann ich dieses Gefühl jedoch nicht und ich sage erst einmal niemandem etwas über meine Empfindungen. Schwulsein – darüber wird bei uns daheim nicht gesprochen. Und in der Schule werden höchstens Witze über das Thema gerissen.

Doch dann ereignet sich etwas, was mein Leben total verändert. Nach einem Fußballspiel mit der Jugendmannschaft nimmt uns der Schiedsrichter im Anschluss mit nach Hause. Es wird viel getrunken, und irgendwann wird mir klar, dass der Mann mehr von mir will, als nur den Arm um meine Schulter zu legen. Die anderen sind längst gegangen, aber ich bleibe noch. Wenig später liegen wir zusammen auf seinem Bett und ich mache mit 17 meine ersten sexuellen Erfahrungen.

Als ich am nächsten Morgen sein Haus verlasse, denke ich: »Ach du Scheiße, was hast du denn da gemacht?« Trotzdem bin ich derjenige, der zwei Tage später erneut bei ihm auf der Matte steht. Doch es bleibt eine kurze Affäre, über die ich geflissentlich die Klappe halte. Immer wieder frage ich mich, was eigentlich mit mir los ist. Ist es normal, Männer zu mögen?

Eine Weile bin ich mit einem Mädchen zusammen, das unglaublich auf mich steht. Nachdem ich mir Mut angetrunken habe, gestehe ich ihr beim Tanz in den Mai, dass ich glaube, dass ich schwul bin. Das versteht sie überhaupt nicht und versucht alles, um mich davon zu überzeugen, dass das Quatsch ist und wir zusammengehören.

Mein eigentliches Coming-out habe ich ein paar Monate später bei uns zu Hause auf der Terrasse. Inzwischen bin ich mir sicher, was ich möchte und was nicht. Ich fasse mir ein Herz und sage: »Mama, ich muss mit dir reden – ich glaube, ich bin

homosexuell.« Das Wort schwul nehme ich ihr gegenüber nicht in den Mund, das traue ich mich nicht. Mama schaut mich lange an und sagt dann: »Deshalb bist du für mich immer noch ein Jung.« Das zu hören, tut einfach gut.

Mein Vater hat mit mir nie über mein Schwulsein gesprochen, mir aber zu erkennen gegeben, dass er akzeptiert, was ich für richtig halte. Als ich eines Tages ankündige, dass ich mit meinem Freund verreisen möchte, fragt er interessiert: »Wo wollt ihr denn hin?« Das war seine Art, mir zu zeigen, dass er mich versteht und meine Neigung akzeptiert.

\*

In der Schule bleibt es schwierig, weil mich die Medikamente, die ich wegen der Epilepsie nehmen muss, total ausbremsen. Mit Ach und Krach bestehe ich meinen Hauptschulabschluss in Herdorf. Anschließend stellt sich die Frage: »Was nun?«

In den Ferien bin ich oft in Trier, bei meinem Onkel, dem Goldschmied. Außerdem jobbe ich in einer Bäckerei und danach bei einem Bürobedarfshersteller in Neuenkirchen, um ein wenig Geld zu verdienen. Es läuft recht gut, man ist mit meinen Leistungen zufrieden, und meine Eltern wollen mich überzeugen, dort zu bleiben. Aber ich will nicht in der Fabrik am Fließband stehen und Mülleimer aus Metall- und Kunststoffteilen zusammenschrauben – das ist einfach nicht mein Ding. Stattdessen mache ich erst einmal ein Berufsvorbereitungsjahr. Da ich wegen meiner Erkrankung ausgemustert werde, muss ich nicht zur Bundeswehr. Ab August fahre ich mit dem Fahrrad oder dem Bus nach Wissen an der Sieg, wo ich eine Ausbildung zum Alten- und Familienpfleger beginne. Manchmal trampe ich auch die knapp 25 Kilometer bis zum Berufsbildungszentrum.

Ein Teil der Ausbildung findet im Blockunterricht statt, dann bin ich wochenweise in Wissen. Zum Glück gibt es im Altenheim ein paar Zimmer, in denen die Zivildienstleistenden und Auszubildenden für wenig Geld unterkommen können. Diese Möglichkeit nutze ich gerne. Es gefällt mir, eine eigene Bude zu haben. Denn nach all dem Hin und Her und den Schwierigkeiten in der Schule ist es mir ganz, ganz wichtig, jetzt mein Ding zu machen.

Nebenbei organisiere ich für die Senioren im Altenheim Wallfahrten nach Marienstatt. Und auch sonst habe ich nach wie vor viel mit Kirche zu tun. Dass ich mich dann aber in einen Priesteranwärter verliebe, macht die Sache zuweilen kompliziert. Michael lerne ich in Köln kennen.

Ich schlendere auf dem Weg vom Dom in Richtung St. Aposteln fröhlich vor mich hin, als mir ein Typ entgegenkommt. Unsere Blicke kreuzen sich einen Moment länger als notwendig ... Mein Gegenüber geht langsam weiter, ich drehe mich um und blicke ihm nach. Dabei sehe ich, dass auch er sich noch einmal umdreht. Später sitzt der junge Mann bei der Vorabendmesse in St. Aposteln neben mir. Das kann kein Zufall sein ...

Michael und ich treffen uns in den nächsten Wochen mehrfach in Köln, wo er ein Freisemester verbringt. Eigentlich lebt er in Regensburg, wo er katholische Theologie studiert. Als er nach Süddeutschland zurückgeht, besuche ich ihn auch dort einige Male. Zusammen gehen wir an der Donau spazieren und machen Ausflüge in die Umgebung. Wir sind total verliebt – aber müssen aufpassen, dass uns niemand sieht, wenn wir uns innig umarmen.

Die Beziehung hat auf Dauer keine Chance, das spüren wir beide. Michael will unbedingt Priester werden, und da sind Beziehung – und vor allem Homosexualität – tabu. Deshalb trennen wir uns schweren Herzens. Ich beende meine Ausbil-

dung und ziehe wenige Wochen nach der Abschlussprüfung nach München. Michael macht in der Kirche Karriere.

In München werde ich als Pfleger arbeiten. Gleichzeitig beschäftigt mich noch immer der Kindheitswunsch, Priester zu werden. Ich weiß: Das wär's! Das ist es, was ich eigentlich gerne tun würde mit meinem Leben. Doch nach meinen Erfahrungen mit Michael muss ich mir eingestehen: Meine Sexualität leugnen, das könnte ich nicht.